

Verbundkatalog Kalliope

Vermutlich in: St. Galler Tagblatt

"Vier Jahreszeiten."

Mann, Monika

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

«Vier Jahreszeiten»

Von Monika Mann

Drei Brüder lebten in einem Schloß. Das lag hoch auf einem Berge in Bayern. Die Brüder hießen Ferdinand, Martin und Dorian. Ferdinand war ein Dilettant; Martin, ein Virtuos, und Dorian, ein Genie. Da in ihnen das gleiche Blut floß, hatten sie ähnliche Stimmen, Bewegungen, ja ähnliche Ohren, aber im Grunde waren sie so verschieden voneinander wie die verschiedenen Jahreszeiten. Sie hatten eine Schwester, namens Ruth. Sie lebte auch auf dem Schloß, und verkörperte darin auf Frauenart das melodische, tragende Element. Mit der Stimme, den Bewegungen, den Ohren ihrer Brüder, besaß sie wieder ganz andere Eigenschaften als diese — schon, weil sie ein Mädchen war. Ruth war ganz und gar ein Mädchen, ein schönes, bedachtes und lebensvolles. Wer das Schloß «Vier Jahreszeiten» kannte — so hieß es nämlich — sagte sich, daß es ohne Ruth sozusagen keinen Sinn hätte, daß es einfach auseinanderfiel. So wie über Frühling, Sommer, Herbst und Winter die bindenden Gesetze der Natur schweben, so schwebte die bindende Mädchennatur Ruths über dem Geschwisterschloß.

Martin, der Virtuos, war viel auf Reisen. Er brachte Weltluft in das Schloß auf dem Berge. Allein sein offener, eleganter Wagen, die Zeitungen in allen Spra-

chen (mit seinen Krüken), die Telephonapparat mit Agenten gaben der leicht verwünschten Isoliertheit von «Vier Jahreszeiten» eine mondäne Note. Seine Geschwister atmeten diese Luft mit einer gewissen Neugierde und Genugtuung, hegten jedoch Verachtung für sie. Wenn Martin, von einer Tournee zurückgekehrt, mit seinem Schweinslederkoffer und Geigenkasten aus dem Packardwagen stieg, empfanden sie, daß diese Mondanität gar nicht zu ihm paßte, da Martin eigentlich etwas Mönchisches an sich hatte. Das stundenlange Üben in dem abgelegenen Flügel des Schlosses war eher die Verrichtung eines von fanatischen Kräften auferlegten Frondienstes. Wie in allen Dingen fand Ruth auch hier für die Gespanntheit, die Martin zu schaffen vermochte, eine Art der Schlichtung. Mit ein bißchen Ironie, mit Anmut und natürlichem Takt tilgte sie jegliche Unstimmigkeiten.

Ferdinand, der Dilettant, war der geborene Schloßherr, oder wenigstens gab er sich als solcher aus. Das Repertoire seiner Kleidung, das durchweg von einem prinzipiellen Schmiß war, verriet Großzügigkeit und Phantasie. Er trug je nach Wetter, Beleuchtung und Laune das passende Gewand, so daß sein Äußeres immer vortrefflich in das Gesamtbild seiner Umgebung paßte. Dies vorlieb seiner Person etwas Reiches. Sein Appartement war voll erlesener Kunstgegenstände, kostbarer Originale von Briefen, Bildern und Partituren, die er mit stets erneutem glänzendem Stolz sich selbst und den Besuchern des Schlosses vorführte. Er liebte

es, Gesellschaften zu geben, bei denen er Mühte und bezauberte. Er sang zur Laute; zog Herren und Damen in unversell-geistige Unterhaltungen, aus denen mehr Charme als Tiefsinn sprach; er sprühte mit galantem Witz, mit seiner leichten, verschwenderischen Gegenwart.

Schauspieler, Maler, Journalisten kamen manchmal aus der Hauptstadt, und blieben das Wochenende im Schloß «Vier Jahreszeiten». Für Dorian waren diese Menschen eine willkommene Zerstreuung, ja eine Anregung zu seiner Arbeit. Ferdinand führte ihn mit demselben Stolz vor, mit dem er seine Antiquitäten vorführte, und pflegte zu sagen — mein Bruder, das Genie. Durch Dorian's Leutseligkeit wehte ein olympischer Wind: seine Gäste konnten nicht genau unterscheiden, ob dies weihevoll Element von den Mauern des Schlosses ausging oder von Dorian. Sie spürten, daß in seiner Nähe ihre eigenen Persönlichkeiten ein wenig ins Schwanken gerieten, daß eine halb unbewußte Beklemmung ihrer habhaft wurde. Ohne daß Dorian etwas dazu tat, war er tonangebend, es kreiste alles um ihn.

Dorian hatte sich den Turm des Schlosses als Wohnung ausgesucht. Ein ziemlich nackter Raum mit großen Fenstern diente ihm als Studio. Der Blick war wunderbar — sehr viel Himmel und Alpen, ziemlich fern sah man das Tal mit dem weiten Flußbett und verstreuten Bauernhöfen. Hier saß er und komponierte. Das Läuten der Kuhglocken, Regen im Gras,

das klingende Spiel der Wolken und Blitze, das Dröhnen der roten Bergsonne und gejagter Genssen — all dies erhielt eine instrumentale Gestaltung in der Manier Dorian's. Die schmetternde Stille des Schnees, das dumpfe Verheißungslied des Frühlings fielen in den Rachen des Genies, das er ändern Tags gar fein verwandelt wieder herauspuckte. Nichts war vor ihm sicher: selbst die bloße Luft war seiner Metamorphose unterworfen. Und so kam es, daß Schloß «Vier Jahreszeiten», das mit seinen verwitterten Mauern und Giebeln so ehrwürdig-pittoresk in der oberbayrischen Landschaft stand, unter den Händen Dorian's seiner Geschichte enthoben und umgeboren wurde. Das alte Ritterschloß erstand in atonalen Rhapsodien, die blühenden Almwiesen wurden mit Fanfaren und Pauken in schwarz-violetten Atomwind getaucht. Martin, der Virtuosenbruder, brachte die Stücke zuweilen unter die Leute, die lauschend freilich ihren Ursprung nicht kannten. Sie wußten nicht, daß der alte, pittoreske, gemüthliche Zauber eines abgelegenen Bergschlosses in diese Töne eingegangen war. Sie wußten nicht, daß diese Kunst aus diesem Leben kam, dies Leben aber aus der Zeit, die den Dingen von früher den Ton von heute aufzwingt. . . . Das Lied vom Lindenbaum — und handelte es noch von der selben Linde — würde heute ganz anders klingen. Eine uralte Schildkröte geht auch mit der Zeit: ihr Gang ist frivoler geworden. Das Geschwisterschloß auf dem Berge stand in der Zeit, denn sie war überall. Es war nicht nur Martin,

der von seinen Tournen die Weltluft hereinbrachte, es war das Jahr — die Jahreszeiten, die es in die neue Gegenwart stellten, und der neue Hintergrund änderte sein Gesicht. Ferdinand, der über alles sann und spintisierte, fragte sich, ob die Menschen in den amerikanischen Wolkenkratzen viel fortschrittlicher seien als er. Mit vager Leidenschaft behauptete er, daß die Gegenwart da die größten Kräfte hat und die Zeit am meisten bestimmt, wo das Individuelle sich am meisten auswirkt. Und er meinte noch, daß ein Bündel verwandter Leute, wie er und seine Geschwister — trotz der alten Bergluft — der Zeit voran sein möchten, weil Individuen von gleichem Blut und verschiedenen Eigenschaften eine ganze individuelle Macht bilden könnten. Er hatte diese Ansicht beim Abendessen von sich gegeben, als die vier Geschwister um den schweren geschnitzten Eichentisch saßen, der mit mattem Silbergerät, Kristall und Kerzen bestell war. Martin hatte mit halbem Ohr und etwas verzerrtem Lächeln zugehört, sogar beim Essen den Frondienst wie ein Kreuz auf sich tragend — denn er sang und exerzierte in einem fort. Dorian zeigte eine leicht irritierte Freude an Ferdinands Gerede und warf wohl auch ein scherzhaft argumentierendes Wort ein. Und Ruth — während sie die Früchte herumreichte — schüttelte mit einem melodischen M-hm ihr halblanges, dunkles, weiches Haar aus der Stirn, die im Kerzenlicht so klar und schön war, daß die Augen der Brüder auf ihr ruhten. Da saßen die vier Ge-

schwister, mit den gleichen ausdrucksvollen braunen Augen, die aber nicht dieselben waren. Vielleicht hatte Ferdinand recht — so viele gleiche braune Augen, die mit verschiedener Seele schauen, erschauen zusammen ein vielfach Individuelles in die Zeit, die phosphoreszierende Gegenwart wird.

Das Surren des Packardwagens verkündete, daß Martin zur Stadt mußte. Armer Martin. Es war immer so etwas wie Drangsal um ihn. Wenn er durch die abendliche Berglandschaft talwärts fuhr, entspannte sich sein Exerzierergemüt, und er empfand Abenteuerlust, ja Verwegenheit. Es war eine bequeme Straße mit einigen S-Kurven, die er nach einem besonders strapaziösen Uebetag in wildem Tempo nahm. Die schwersten Passagen eines Concertos warf er wild brummend den dunklen Abhang hinunter; wenn die Räder quätschten, der Wagen etwas schlitterte, lief es ihm lustig über den Rücken. Er war ein gewandter, geistesgegenwärtiger Fahrer, seine Wagehalsigkeit jedoch grenzte an Tollheit. Er ließ manchmal das Steuer rad los und schaute zum Sternenhimmel. Hinter ihm auf der Höh schwammen die Lichter seines Heimat-schlusses, und wenn er so in seinem Achtzylinder in die Welt hinausglitt, erschien es ihm wie ein komisches altes Spielzeug. Ein wehmütig spöttisches Lächeln sprach aus seinen braunen Augen, welche die Augen

seiner Ahnen waren. Er gab Vollgas — fort! — machte es in ihm — fort, weiter, vorwärts! — während er stillestehen glaubte . . . Dorian indessen, der in großer Stille auf seinem Turme saß, flog in Wahrheit schneller durch die Landschaft als Bruder Martin. Er trieb mit Peitschenschlägen die Rosse seines Gefährts durch das Land des Traumes, aus dem Zimbeln, Harfen, Flöten und Posaunen die Neuheit dieser Nacht verkündeten. Mit den Ohren seiner Ahnen, zwischen den Mauern seiner Ahnen erlauschte er das Lied der Zeit: als echter Revolutionär floh er nicht das Alte, sondern blies mit Hilfe seiner Genien Gegenwart hinein.

Ferdinand hüllte sich abends gern in schillernde Atlasmäntel und vage Leidenschaft. Zwischen seinen Kunstschätzen, von denen das Geflüster großer Geister ausging, in der fast spukhaften Stille des Schlosses, pflegte ein Gefühl mystischer Freude ihn zu befallen, dem er, so gut er konnte, nachspürte. Es war wohl die Freude, sich selbst verknüpft in dem Gewebe des Geistes zu finden, das da durch die nie abreißende Zeit gespannt ist — in der er selber stand. Aus den Schubladen der alten Ritterkommoden, von den samtenen Wänden und Simsen, die ihn umgaben, floß die Ewigkeit, und er war selbst ein Teil der Ewigkeit — Teil des Göttlichen. Bei diesem Wort mochte ihm etwas belämmert zumute werden, um dem abzuhelfen, rezitierte er ein Gedicht von Hölderlin, was ihn wieder auf die Beine brachte . . . So kommt ums Aug

ein heilig Dunkel, doch öfters flammt aus fernen- dem Gewölk die mahnende Flamme des Zeitengottes.

Ruth kam herein, sie trug ein silbernes Tablett mit Wein. Sie erzählte, das Vollmond sei, und daß die guten alten Riesen (so nannte sie ihre Heimatberge) im kalten Feuer stünden. Sie traten mit ihren Gläsern vor die Tür, die von Ferdinands Wohnung auf eine Terrasse führte. Tatsächlich war das Bergland in hehres Licht getaucht, als sollte es in ihm vergehen. Und wenn es einmal verginge . . . Sie ließen die Gläser klingen — da rief es Dorian's Fenster — schon? — Ja, es war Zeit zum geschwisterlichen Stelldichein. Dorian stieg die Wendeltreppe von seinem Turm hinunter, und nahm, auf der Terrasse angelangt, aus Ruths Händen sein Glas in Empfang. Die Schloßterrasse inmitten der mond hellen Berge wirkte opernhaft — würden die drei Gestalten dort zu singen anheben? Der große braune Blick strömte in das kalte Leuchten der Nacht. Dorian meinte lachend, daß der Wein in diesem Licht giftig aussähe. Ferdinand hielt es nicht für unmöglich, daß die Magik des Mondes den Wein wirklich vergiften könnte. — Ist diese Landschaft etwa nicht wie verhext? — Ferdinand durchmaß mit großen Schritten die Terrasse — sein Enthusiasmus und sein seidener Schlafrock funkelten. — Und können wir selbst darin etwa nicht verhext werden? Aus dem

(Fortsetzung Seite 11)

Schein wird Wirklichkeit — das Phänomen unseres Daseins besteht aus dieser Tatsache. Und was die Willkürlichkeit des kosmischen Treibens angeht. — Dorian sah traurig amüsiert in sein Glas hinein. Er war immer froh, wenn er nicht zu reden brauchte, und ließ mit mokantem Wohlwollen die warm hervorgebrachten Beteuerungen seines Bruders über sich ergehen. — Ja, gewiß, aus dem Schein entstünde manche Wirklichkeit, aber das Dasein sei denn doch nicht mit Spuk zu verwechseln — argumentierte er mit geheucheltem Ernst, nur um im Bruder neue Entdeckungen zu entzünden. — Das Dasein ist zur Hälfte Spuk — gab dieser kund — und zur anderen Hälfte Wirklichkeit; das heißt, es ist zuletzt aus einer Masse, und das eine ruft das andere hervor. Der Realist sollte sich hüten, den Phantasten zu ächten — und umgekehrt: denn nur ihr Hand-in-Hand-Gehen, ihr Sich-aneinander-Freuen ist interessant. Ebenso ist es mit der Verschmelzung von Geist und Sinnlichkeit — vielmehr die Metamorphose des einen in das andere. Und du, Dorian — sagte Ferdinand, indem er mit schwungvoller Geste auf ihn zutrat — du solltest am besten wissen, daß der Künstler die Verkörperung all dieser Weisheiten ist, wie? Und daß seine Taten der beste Beweis dafür sind, daß Spuk und Phantasie wesentliche Faktoren unseres Daseins sind. Und was folgt aus dieser Spekulation? — fragte Ferdinand händereibend. Es folgt, daß das Wirkliche und Imaginäre so sehr ineinanderspielen, daß das Ratio-

nale und das Phantastische zwei Parallelen sind, die sich treffen. Und je gewitzter das Spiel, um so besser. Unmöglich ist im Grunde nichts. — Hast gar nicht so unrecht, alter Ferdinand — sagte Dorian, indem er vergnügt seinen Wein austrank — und nun muß ich mich wieder meinem musikalischen Spuke zuwenden, damit er Realität wird. — Ruth hatte indessen nach ihrer Art von ferne den Brüdern zugehört. Sie stand ein wenig abseits an der Balustrade, die mit großen weißen Lilien geschmückt war, und sie spielte mit ihrem eigenen mondhellen Liebreiz und mit dem mondhellen Liebreiz der Blumen.

*

Später lag das Geschwisterschloß in Schlaf gehüllt. Der Mond war untergegangen, die Nacht ließ seine Mauern als Gespinst erscheinen. War das Schloß «Vier Jahreszeiten»? Es war der vage Umriß eines Schattens, der in einem noch vageren Schattenreich schwebte. Wer dies sah, konnte unmöglich an seine Wirklichkeit glauben. In diesem Moment war es nicht wirklich. Tote, dunkle Mauern aus Schaum umgaben die Geschwister, die in ihrer Schaum- und Traumwelt lagen. Was ist denn daran wirklich — und wer weiß denn, ob der Morgen wirklich kommt? Die Zeit, die Zeit — der Ablauf der Zeit, er birgt Schatten und Licht; Traum und Wirklichkeit — und ihr Ineinanderspiel, das ist das Dasein: was ebenso Sein wie Nichtsein ist. Die Zeit ist die einzige Wahrheit,

und da sie ewig ist, ist sie auch nur ein Schatten. Wer bewußt in dieser bodenlosen Zeitfeste steht, mag sich in den Willen, in den Charme des Individuellen retten — und hinter Schloß und Riegel die neue Zeit durchjagen, die immer wieder alt wird... Martin steuerte mit seinem Achtzylinder fort von dem komischen alten Spielzeug ins Nicht hinein, doch im Grunde wußte auch er, daß das Schloß auf dem Berge die beste Festung seines Daseins war.